

Die Mamas und die Mammias oder: Wem würden Sie Ihr Kind anvertrauen?

Ein Vergleich aus dem letzten Jahrhundert

Meine Tochter gehört nicht zu den 89er Wendekindern, jenen, die vielleicht später als Heranwachsende damit zu tun haben werden, daß ihr Jahrgang sich über Kopf „68“ liest, worüber sich die 68er damals in den Neunzigern ihre senilen Gedanken machten. 1989 war sie drei, und ihre liebe böse Mama war – halb schicksalsergeben, halb rebellisch – aufs engste verstrickt ins westdeutsche Muttinetz, das sich gerade gesamtdeutsch erweiterte. Drei Jahre später wiederum verbrachten wir beide ein Jahr fern der deutsch-deutschen Kopulationsvorgänge, die eher einer Vergewaltigung glichen, und ich beschäftigte mich mit den letzten Korrekturen an einer kopf- und herzgesteuerten Generalabrechnung mit dem (west)deutschen Muttiunwesen, dem ich so weit, so gut entronnen war: froh, frei und inkognito in Rom, Hauptstadt des Garibaldistaates und Sitz des Vatikan, unter der italienisch-katholischen Trikolore: Kinder, Küche, Kirche.

1995, noch einmal drei Jahre später (richtig, neun Jahre wird das Kind nun) – der Februarhimmel ist grau, das Frühjahr bringt nichts als Müdigkeit – schlägt die alte deutsche Italiensehnsucht wieder neue Wunden und frischt, da ich zudem wieder auf meine Muttibilanzen angesprochen werde, die Erinnerung an mein Dasein als deutsche Anti-Mama im Land der klassischen Mamma auf. Wie oft wand ich mich dort in vergeblichen Erklärungen, worin denn die deutsche Muttimisere bestehe, die ich gerade auf meinen Manuskriptseiten beklagte, und wie deutlich wurde mir da, daß mein Pamphlet selbst ins reinste Italienisch übersetzt von keinem Angehörigen des Mammalandes verstanden werden würde! Wie oft aber geriet ich auch gegenüber den zurückgelassenen Landsleuten in Verlegenheit, die mich mit ihren Sprüchen von warmherzigen Mammias und glücklichen bambini bzw. von besitzergreifenden Glucken und dauergeschädigten Ödipusopfern quälten ... Verständigungshürden, die den deutsch-deutschen kaum nachstehen, liegen auf der scheinbar so glatten, mit gutverfügten Klischees gepflasterten und zudem mautpflichtigen Autohahn nach Süden. Klischees sind zählebig, weil darin Wahrheiten hartgeklopft und blankgeschliffen wurden, so daß eine reduzierte, aber bestens handhabbare Form entstanden ist. Wer sie mit Hilfe persönlicher Erfahrungen aufbrechen und ankratzen will, läuft Gefahr, sie umso mehr zu härten und zu polieren. Auf diese Gefahr hin will ich in die Kiste meiner römischen Erinnerungen greifen. Ich habe nicht viele gute Haare an der hiesigen Mittelstandsmutter und ihrem Umgang mit den Kindern gelassen. Taugt die italienische Mamma zum positiven Gegenbild oder ist sie ein abschreckendes Extrem? Wo würde ein Kind Kind sein wollen – im sonnigen Süden oder im kühlen Norden?

Bestimmte Szenen ums Kind herum kehren immer wieder – so zum Beispiel, wenn man es von einem Kindergeburtstag abholt. In der Bundesrepublik wird die Tür meist von einem ausgepowerten männlichen Erwachsenen geöffnet, und drinnen serviert die gastgebende Mama gerade den Kindern, die in lustiger Clownsbeimahlung um den Eßtisch gruppiert sind, Pommes mit selbstgebackenen Hackbällchen; auch ihre Backen glühen unter dicken Schminkstrichen. In Italien wird man dagegen aller Wahrscheinlichkeit nach in die Wohnzimmerecke gebeten, wo sich eine Gruppe Erwachsener unbehelligt und gut gestylt ihren familiären Gesprächen hingibt, während die Kinder den Geschenkberg des Geburtstagskindes zerspielen und sich zwischendurch an einer riesigen Freßtheke mit Cola, Aranciata, Kuchen, Pizzette, Häppchen und Süßigkeiten bedienen. Beim Abschied darf das eigene Kind in einen Korb mit teuren Preziosen greifen, als hätte es selbst Geburtstag.

Normalerweise spielen sich italienische Kindergeburtstage nicht in Privathäusern ab. Als obligatorische Massenveranstaltungen und Erwachsenenparties in Kinderformat werden sie von professionellen Veranstaltern für 500 bis 1000 Mark angeboten – incl. Raum, Büffet und Animation. Die Investitionen einer italienischen Familie für diese gesellschaftlichen Ereignisse mit ihrem hohen Repräsentationswert sind enorm: pro eigenem Kind eine Feier plus ein opulentes Geschenk je Einladung – und das können, gemäß der Sitte, neben den Cousins und Sandkastenfreunden die ganze Klasse einzuladen, schon einmal zwanzig pro Jahr sein.

Begeben wir uns nun aber in das großbürgerliche Salario-Viertel, wo man doch einmal zu Hause feiert. Matteo wird sechs. In der mit Kostbarkeiten aller Stilrichtungen vollgestopften Wohnung steht die gastgebende Mamma am Büffet, während Verwandte und verschiedene Kindsmütter das männliche Familienoberhaupt umringen, das mit Zigarette und lang unter den Mahagonitisch gestreckten Beinen in der Wohnzimmerecke Audienz hält. Amalia, die große Tochter, vierzehn Jahre, ist derweilen abgestellt, die Kleinen zu beschäftigen, eine Aufgabe, die sie mit verbiestertem Ernst gegen die Rasselbande durchzusetzen versucht. Eine bedrückende Schulatmosphäre sinkt über die Geburtstagsgesellschaft. In noch unreflektierter Reinkultur trägt Amalia die Erziehungsmaßnahmen weiter, die ihr die Eltern haben angedeihen lassen. Sie kommandiert militärisch, brandmarkt die Bösen und lobt die Braven, schließt erstere vom Spiel aus und stempelt die letzteren zum Vorbild. Binnen kurzem sind die einen verschüchtert-still, die anderen scheeren aus und chaotisieren die Situation durch Fangen- und Versteckspielen im engen Kinderzimmer. Ich stehe in der Tür und registriere, daß die Terrorfraktion ausschließlich aus Jungs, die Stillhaltefraktion ausschließlich aus Mädchen besteht. Amalia fuchtelt hilflos mit dem vorbereiteten Material herum, als die Mamma, eine drahtige, scharfe Person, einschreitet und den Spielverderbern die „camera della punizione“ androht, was eindeutig nach Fegefeuer klingt. Als sie verschwindet, klammert sich meine Tochter an ihre Freundin und versucht krampfhaft, den lehrerhaften Anweisungen zu folgen. Fünf Minuten später schmeißt Amalia das Handtuch. Hochrot und heulend rennt sie aus dem Zimmer, die Mamma erscheint wieder, klatscht in die Hände, holt Luft, und die Stentorstimme, von der ich einen zerschmetternden Bannfluch erwarte, brüllt: „Volete vedere un bel video?!“ Viel-

stimmiges Freuden- und Kriegsgeheul, die Meute stürmt vor den Bildschirm. Mamma lächelt grimmig-triumphierend, Papa bedient die Technik, und Amalia? Arme Amalia!

Man vergleiche mit der deutschen bürgerlichen Variante: Individualität ist Pflicht, Selbermachen geboten, das Kind wählt Gäste aus und ist an der Planung beteiligt. Vati, soweit vorhanden, macht mit. Die veranstaltenden Mamas haften für die Zufriedenheit der Kinder mit der Anerkanntheit ihrer Mütterqualitäten bei den Mitmüttern, mit denen später gruppendynamische Auffälligkeiten durchdiskutiert werden. Im Gegensatz zur italienischen Mamma, die für den repräsentativen Rahmen und die Einhaltung der Etikette durch die Kinder sorgt, begreift sich die deutsche Mama als Interpretin und Katalysator der Kinderbedürfnisse selbst und bewährt sich als sackhüpfende und eierlaufende Mitspielerin.

Daß die Kinderwelt in Italien eine Kopie der Erwachsenenwelt ist, läßt sich nicht nur an den Alltagsanforderungen ablesen, denen die Kinder ausgesetzt werden; ein Terminplan, der von Montag bis Sonntag einer veritablen Arbeitswoche gleicht, findet sich, wenn auch in abgemilderter Form, ebenfalls bei den fleißigen Preußen. Die Hauptsorge der italienischen Mamas gilt jedoch der Ausstattung ihrer Kleinen, die nicht bloß in höheren Kreisen als Anziehpuppen benutzt werden – Marke Barbie, das heißt: in vollendet erwachsener Form. Hemd, Schlips und Lodenjäckchen, Kostümchen, Bluse mit Samtschleife und Rüschen, Lackschühchen allüberall: fertig ist „der kleine Mann“, das „kleine Fräulein“.

Daß übrigens zwischen diesen beiden Welten liegen, macht nicht nur die Kleidung drastisch deutlich. Unser Klischee „weiß“ zwar, daß in Italien die Geschlechtsrollen scharf markiert sind; doch die Dreistigkeit, mit der sie geprägt werden, frappiert selbst leidgeprüfte Beobachter traditioneller geschlechtsspezifischer Erziehung hierzulande. So ging es mir anlässlich einer kleinen, durchaus alltäglichen Szene, die sich auf der Rückfahrt von einem Ausflug in die Campagna in einem vollgestopften Auto abspielte. Ich sitze neben meiner Tochter mit zweien ihrer sechsjährigen Mitschüler auf dem Rücksitz. Vorn deren Mamas, die eine Akademikerin, die andere Sängerin, beide alleinerziehend, der urbane Typ „selbst ist die Frau“, politisch aufgeschlossen, kritisch und was das Herz sonst noch begehrt. Carlo und Luca schütten sich aus vor Lachen, denn sie sind dabei, die Mädchen ihrer Klasse durchzuhecheln, zählen verfllossene „Liebschaften“ auf und berechnen, welches Mädchen auf der männlichen Werteskala im Sinken, welches im Steigen begriffen ist. Gerade knöpfen sie sich die Busenfreundin meines Kindes vor, und ich bin erleichtert über dessen noch nicht ausgereiftes Italienisch, als ich hören muß, daß Vittoria inzwischen durchgefallen ist. Die Mamas schwenken auf das Gesprächsthema ein, als sich die Anzüglichkeiten mehren, und Carlos Mutter erzählt, wie das Söhnchen vor kurzem, rittlings auf dem Schoß einer Tante sitzend, ein Bein rechts, ein Bein links neben der Hüfte herunterbaumelnd, plötzlich herausfordernd posaunt hat: „Jetzt bums' ich dich!“ Lucas Mamma kichert, Carlo und Luca, inzwischen aufgedreht wie Spielfiguren mit Schlüssel im Rücken, haben dazwischen die Bräute vergessen, hopsen kreischend auf dem Sitz, Luca rutscht hinter dem Fahrersitz auf den Boden. Erste Drohung der Fahrerin: „Wenn ihr nicht so-

fort brav seid, fahre ich zurück, und ihr könnt heute nacht auf dem Land bleiben!” Keine Reaktion, die Jungs toben unbeirrt, die Mamas schauen einander belustigt an, die Fahrt geht weiter. Wir sind schon in der Stadt. Carlo dreht das Fenster hinunter und lehnt sich weit hinaus, Luca drängelt nach. Zweite Drohung: „Carlo! Gleich das Fenster zu, oder ich drehe um!” Die Hand schnell nach hinten, wedelt, einen Schlag andeutend, in Richtung der Knabenköpfe. „Tu's doch, tu's doch!” skandiert Carlo, „ich bleib' gern auf dem Land!”, beugt sich hinaus und brüllt: „Oleoleoleoleeee!” „Forza Roma!” schreit Luca, seinen Kopf danebensteckend. Die Mamas widmen sich wieder ihren Gesprächen, unterbrochen von kurzen Zwischenrufen, „Ruhe!”-Schreien, Nach-hinten-Schlagen. Nach einigem Gerangel dreht Carlo schließlich mit Fünf-Zentimeter-Effekt an der Fensterkurbel und sekundiert seine Handlung mit Nachäffen und Schimpfen. Hier versteht natürlich meine Tochter jedes Wort, sie schwankt zwischen dem Vernügen, „vaffanculo” (Arschloch), „schema” (blöde Kuh) und „cazzo” (Schwanz) zu hören und einer gewissen Bangigkeit vor der erwarteten Eskalation der Szene. Ich fürchte schon, daß sie das weibliche Vorbild abgeben muß, doch Lucas Mamma beläßt es bei einem: „Wenn ihr weiter so frech seid, war das heute das letzte Mal, daß wir ausfahren, das verspreche ich euch!” Die beiden registrieren prompt die Anerkennung ihrer männlichen Wildheit und kontern: „Hab' eh keine Lust mehr auf den Scheiß!” Die Mamas lächeln sich kopfschüttelnd an: Jaja, diese ragazzi, immer gut drauf! Und ich beglückwünsche die „kleinen Männer” zu der Unbefangenheit, mit der sie die bestätigenden Signale in Melodie und Mimik hinter der verbalen Alibi-Empörung wahrnehmen. Längst haben sie erfahren, daß ein wirklich „braver Junge” seiner Mamma dadurch imponiert, daß er ihr gegenüber die Haltung „Die Weiber können mich mal!” voll ausspielt – solange er zeigt, daß er zum mindesten temporär in weniger privater Gesellschaft die Form zu wahren versteht.

Der Geruch des 19. Jahrhunderts ist allüberall zu spüren, wo die Kleinen in der Öffentlichkeit die Erziehungserfolge der Mamas vorweisen und für ihr adrettes Aussehen und ihre guten Sitten (Küßchen, bitte-danke, Aufforderungen nachgehen, Fragen beantworten etc.) das Lob von Verwandten und Bekannten einheimsen. Wie dazumal sind die Kinder angehalten, das Verhalten der Erwachsenen nachzuahmen wie die Affen den Menschen – und mit ähnlich komischem Effekt. Wie drollig, wie putzig sich die Kinder in der Zwangsjacke vorgeschriebener Riten bewegen, die sie nicht einzusehen, nur einzuhalten vermögen! Die bewundernden Blicke und Ausrufe verbuchen natürlich die Mamas auf ihrem Konto: Ihre Geduld, ihre Zeit, ihre Autorität bewähren sich ja an dem Kind, und das wird in Italien erstaunlich ungebrochen nach den Kriterien eines “richtigen”, d.h. erwachsenen Benehmens gemessen.

Entsprechend verhält es sich mit dem Ehrgeiz, der sich auf die Bildung des Kindes kapriziert. Die Pädagogik ist in Italien vornehmlich der Transmissionsriemen zwischen Erwachsenensitten und Erwachsenenwissen und Kinderverhalten. Wer die Kinderabteilung einer Buchhandlung durchstöbert, begreift: „kindgerecht” heißt hier: didaktisch. Lernen ist angesagt, Tonnen von Kindersachbüchern beschweren die Regale, Nachschlagewerke und Fremdsprachenlexika in allen Formen

werden, für die Kleinsten in Bilderform, entwickelt. Keine Poesie dringt zwischen die Lernbausteine, mit denen nach den standardisierten Aufschriften: Was ist das? Wie funktioniert dies? das Gebäude der Welt im kleinen nachgebaut wird. Kinderbücher bestehen zum größten Teil aus Kindersachliteratur, denn: Was noch nicht groß ist, soll groß werden!

Zwischenergebnis: Die Erziehungskultur, innerhalb derer die italienische Mamma ihr Wesen treibt, kehrt die wahre Bedeutung des Ausdrucks „kindgerecht“ hervor: Kindgerecht ist all das, was sich die Erwachsenen als richtig und angemessen fürs Kind vorstellen, und das ist (in Italien besonders kraß) eben das Erwachsenenendasein. Kinder haben sich erwachsenengerecht zu verhalten. Ausstaffieren, Rollen festschreiben, konditionieren, zwangsanpassen: Ist dies das italienische Paradies der Kinderliebe, dessen Herrscherin wir als gefühlsstarke, extrovertierte, lebens- und lustvolle Mamma kennen, von Anna Magnani bis Sophia Loren?

Ich lasse meinen Blick zurück in den Nahbereich schweifen, wo die westdeutsche Mama seit den Zeiten pädagogischer Aufklärung, seit 68 spätestens, über das kindgerechte Heranreifen ihres Produkts wacht; denn sie weiß, was wahrhaft „gut fürs Kind“ ist, mehr noch: Das Beste erst ist gut genug. Ich spreche auch hier vornehmlich von der bürgerlichen, mittelständischen Variante. Die Borniertheit, mit der die italienischen Kolleginnen ihren Nachwuchs einordnen, vermißt man ganz in diesen Mütterzirkeln, die mit Fleiß, praktischer Kompetenz, funktionierender Infrastruktur (sie wird, wo staatlicherseits fast so wenig wie in Italien garantiert, durch ein Höchstmaß an Eigeninitiative ersetzt) und pädagogischem Eifer ums Kind kreisen. Kein Lebensbereich bleibt vor der unerschöpflichen Kreativität deutscher Mittelstandsmütter sicher, ob es sich um einfache reproduktive Aufgaben – Ernährung, Wohnen, Umgang mit Krankheiten – oder um erweiterte Aktivitäten wie Freizeitgestaltung, Bildung, Sozialkontakte dreht. Mamas dieser Sorte mutieren von der Kindsgeburt an zu Expertinnen, die in Bodennähe agieren, wo die Kleinen herumkrabbeln. Man versuche sich eine italienische Stillgruppe auszumalen – ein Widerspruch in sich! Man stelle sich einen Kindergarten-Elternabend vor, auf dem italienische Paschas als Alibimänner beteiligt sind, während die Mamas Tee und Fruchtsaft ausschenken und ihre Variationen aufs Kinderthema mit Volksliedgut anreichern – undenkbar! Den hiesigen Mamas ist es vorbehalten, nichts als selbstverständlich durchgehen zu lassen, was die Sorge um die nächste Generation betrifft. Mutterwerden bedeutet in den aufgeklärt-mittelständischen Kreisen heutzutage für eine Frau, ihre gesellschaftliche Existenz aufs Kindeswohl als ein besonders fruchtbares Feld umzustellen, auf dem sich persönliche Macht und Weltverbesserungsideen gleichermaßen verwirklichen lassen. Der „generelle Andere“ wacht in Gestalt der Mitmütter qua schlechten Gewissens über die Einhaltung des Plansolls. Aussprüche wie: „Seit der Geburt von Moritz nicht ein Mal mehr im Kino“ adeln – zumal, wenn Moritz schon ein Schulkind ist! – die familiäre Normalität und überziehen das mütterliche Image mit bedeutungsvollem Glanz. Das selbstverwaltete Idyll, die heile Welt der Kinderfürsorge gehört zur deutschen Mutti-Biografie wie der Schrebergarten zur Stadtwohnung. Kindbelange vollziehen sich „bewußt“, fremde Einflüsse werden abgewehrt bzw. kontrolliert, und die Kin-

der werden in ihre eigene pädagogische Behandlung mit einbezogen, sobald sie zusammenhängend sprechen und ihre Angelegenheiten „durchdiskutieren“ und „verarbeiten“ können. Der deutschen Mama leuchtet die protestantische Ethik voran, die einen Altruismus voll Verantwortung und Gemütsbeteiligung verlangt und ideellen Lohn für lebenspraktische Leistungen verheißt. Und so verwendet sie – inmitten einer wachsenden und stützenden Mitmutterwelt und nicht selten als veritable Berufsmutti – ihre intellektuellen und alternativen Energien für die Deutung, ihre organisatorischen und kreativen Kapazitäten für die Behandlung der Kinderbedürfnisse. So entsteht die Nur-Mutter, die keine nichtmütterlichen – sozialen, erotischen, beruflichen – Valenzen mehr freihat. Sie hat jene Mutation durchlebt, die bekanntlich alle (früheren?) Berufskollegen, alle Freundinnen und (verflossenen?) Liebhaber in die Flucht schlägt, weil diese die freiwillige Selbstverstümmelung aufs pädagogische Welt- und Selbstbild nicht ertragen.

Reduziert wirkt dagegen – entgegen dem Klischee von der Totalmamma – die italienische Entsprechung nicht. Ihr Image lebt eher von der Spannung zwischen Gesellschafts-, Geschlechter- und Mutterrolle. Weniger aufgeklärt, bewegt sie sich doch – oder gerade – unbefangener in ihren traditionellen Bahnen. Grob gesagt, tragen die hiesigen 30-50jährigen Mamas, zumal die alleinerziehenden und die alternativen, einen „emanzipierten“ Überbau mit sich herum, den sie notorisch vertragen müssen, und daher schwingt bei der Übererfüllung der Mutteraufgaben ein Frustton in ihren Verlautbarungen mit, der alles Versäumte, Verpaßte, Vernachlässigte beklagt. Ihre italienischen Schwestern, ebenso grob gesagt, „vergeben“ sich nichts, weder ideologisch noch lebens technisch. Eher ignorant als gesinnungsrein und anspruchsvoll, eher unbedarft als „durch den Kopf gedreht“, erfüllen sie ihre „natürlichen Pflichten“; zugleich versagen sie es sich – wenigstens in urbanen Zusammenhängen – nicht, ihren erwachsenen Vergnügungen im Rahmen ihrer Familienrolle nachzugehen. Die berühmten italienischen Sommernächte, in denen die Plätze bis tief in die Nacht von Frauen, Männern und Kindern bevölkert sind; die Nachmittage, an denen Kinder auf den Gassen, in den Höfen, auf jedem Streiflein Grün spielen, manchmal von furienhaftem Mammagekreisch von den Fenstersimsen aus begleitet, sie zeigen, daß die Mamas fähig sind, ihren eigenen Dingen nachzugehen und die Kinder Kinder sein zu lassen. Kinder müssen den „Ernst des Lebens“ mitmachen und sich anpassen, vor allem zu Repräsentationszwecken – ansonsten werden sie in Ruhe gelassen und haben in einer Kinderwelt Platz, bei der die Mamas sich nicht veranlaßt fühlen, mit schützenden, regulierenden, deutenden, kurz, pädagogisch wertvollen Maßnahmen einzugreifen. Wenn ich in „meinem“ römischen Stadtteil in der offenen Bar stand und, in Gesellschaft der einen oder anderen Mamma, Kaffee trank, während die Kinder auf der (häßlichen) Piazza ihren Drang nach Lärm und Bewegung heftigen Ausdruck gaben, dann lehnte ich mich entspannter an die Theke, schlürfte genüsslicher meinen Cappuccino, denn ich konnte es genießen und würdigen, das Gefühl: Wir hier sind erwachsen, die da sind die Kinder, und keiner will es anders haben. Da, wo ich herkomme, fehlen nicht bloß diese herrlichen kleinen Bars, es fehlen diese kleinen Freiheiten, die gedeihen können, selbst wenn die eigenen Kinder in Reichweite sind, und

die aus einer herzerfrischend ignoranten Gelassenheit entstehen. In deutschen Landen würden wir, ich und meine Schicksalsgenossinnen, am Rand des Geschehens stehen oder sitzen, mit unentwegtem Wächterblick das Kindertun beobachten und alles, was es bietet, kommentieren; man würde diskutieren, ob einzugreifen sei, wenn eins das andere malträtiert, wenn eines hinfällt, ein anderes sich zu weit entfernt; man würde sich gegenseitig auf die Finger gucken und obendrein im geheimen Vergleiche anstellen; und die ewigen psychologisierenden Diskurse müßten auch getätigt werden, über Aggressivität und Schüchternheit, Süßigkeiten und Fernsehkonsum, Einschlafgewohnheiten und Kinderkrankheiten. Der Muttikindleim würde um einen weiteren Grad gehärtet, das Muttikindleben wieder einmal verdoppelt, Verunsicherung und Überdruß würden aufs neue verstärkt, die Erschöpfung wäre groß und würde sich am Abend in Mißlaune und Gleichgültigkeit gegenüber dem teuren Gut äußern.

„Meine“ italienischen Mamas versuchen erst gar nicht, ihre Erziehung als „kindgerecht“ zu verkaufen. Sie verzichten auf die anmaßende Einmischerei der deutschen Mamas, die ja im Kern nichts anderes als Machtausübung darstellt, denn sie dient dazu, die Abhängigkeit zu verlängern und die Mutter unentbehrlich zu machen. Italienische Mütter scheinen sich ihrer Macht offenbar von vornherein sicher zu sein. Wenn es allerdings darum geht, das Kind als Kind hervorzuheben, dann herrscht eine extreme Kindertümelei, die alle Varianten von infantilem Getue, materiellem Kitsch und hysterischer Überfrachtung zeitigt. Die Kindertümelei ist die Kehrseite der Auffassung vom Kind als „Erwachsener in Kleinformat“. Kinder sind eben besondere und besonders niedliche Menschen, d.h. Erwachsene. Als solche genießen sie eben die nahezu religiös-rituelle Verehrung, von der man hier mit so viel herablassender Bewunderung spricht, wenn die Rede auf die italienischen Kindernarren kommt. Rituell ist die Flut von Geschenken, die wie Opfergaben auf die Kleinen niedergehen, rituell sind die Hätscheleien und Abknutschereien, rituell die Erkundigungen, die über sie eingezogen werden, rituell wie das Kreuzzeichen am Kircheneingang sind die Freudenbekundungen, wenn Bambinohaftes überhaupt gesichtet wird, rituell ist selbst die obligatorische „camomilla“, der Kamillentee, der den Kleinen bei jedem Zipperlein verabreicht wird (bei welcher Gelegenheit die deutschen Kolleginnen ja viel lieber in Psychosomatikvorträge und in Streitgespräche über „Antibiotika – ja oder nein“ verfallen). Religiös ist die Überhöhung, die den Kindern zuteil wird und die vor allem sichtbar wird, wo es um fremde Kinder geht. Ja, Kinder sind, selbst in der Großstadt, alle kleine Jesuleins, und Mutter-Kind-Kombinationen sind Madonnen mit Kind. Reflexhaft werden solche Wesen in Warteschlangen vorgelassen, automatisch werden Plätze in öffentlichen Verkehrsmitteln geräumt, und wenn man abwehrt, weil es sich um eine 90jährige Oma handelt, dann ruht die Gute nicht, bis sie gesiegt hat, und läßt sich ihre Kampfesanstrengung noch mit ausführlichen Informationen über Wohl und Wehe des süßen Kleinen vergüten. Ich habe immer zwischen Entsetzen und Begeisterung geschwankt, wenn ich Adressat oder Zeuge solcher Sonderbehandlungen war. Eine merkwürdige Stigmatisierung wird in dieserart Heiligsprechungen des Kindes und der dazugehörigen Mamma spürbar; einerseits eine herablassende

Anerkennung, gratis und ohne Ansehen der Person, andererseits ein Respekt, der, wenn er allen und nicht nur den Heranwachsenden gälte, geradezu revolutionär menschlich wäre.

Doch was ist nun mit den guten alten Klischees, deren Wahrheitskern vielleicht, je abgegriffener sie sind, immer härter wird? Das in einem warmen liebe-strömenden Busen schlagende große Mutterherz habe ich in Italien nicht entdecken können, und die wenigen Merkmale von überbeschützender Gluckenhaftigkeit lassen sich vornehmlich darauf zurückführen, daß die Kinder der italienischen Hauptstadt schlicht ferngehalten werden von den Zumutungen und Strapazen, die dieser Moloch allen Wehrloseren zumutet. Eher habe ich Anzeichen dafür gesammelt, daß den bambini eine spezifische, eigengesetzliche Lebensphase, sprich eine „Kindheit“ im engen Sinn nicht eigens eingeräumt wird; daß sie den herkömmlichen Erwachsenen- und Geschlechtsrollen unreflektiert angepaßt werden; daß diese bornierte, unaufgeklärte Erziehungskonzeption kompensiert wird durch eine paradoxe Aufwertung des Kindlichen im Kind, die nur als ikonenhafte Überhöhung bezeichnet werden kann; und daß dieses Absehen von den Eigenheiten des Kindes dennoch Chancen birgt, denn das Kind im Kind kann Freiräume nutzen, in die die Erwachsenen gerade wegen ihrer Ignoranz nicht einfallen. Aufklärung und Reflexion werden hierzulande in den Kreisen, deren Protagonistinnen sich als „bewußt“ begreifen, zu Machtmitteln, mit Hilfe derer man die Kinder ihres Eigensinns, ihrer Besonderheiten, ihrer unzugänglichen und unverfügbaren Qualitäten beraubt. Vielleicht ließe sich ein neues Klischee so formulieren: Die Deutschen wollen aus ihren Kindern richtige Kinder machen, die Italiener aus ihren bambini richtige Erwachsene; der paradoxe Effekt ist, daß die deutschen Kinder ihre Kindlichkeit nicht ausleben können, während die italienischen dies in all den Nischen können, die Erwachsenen nicht ohne weiteres zugänglich sind.

Bleibt der alte Hut, die Mama sei ein aus allen Nähten platzendes Gefühlspaket, während die Mama an Unterkühlung kränkele. Begeben wir uns, um dieser Zuschreibung wenigstens mit einem Beispiel zu mehr Präzision zu verhelfen, zum Abschluß auf ein „campo di giochi“, Pendant zum deutschen Spielplatz, mit dem es wiederum von dem Spielfeld zu unterscheiden ist, auf dem sich zur selben Zeit – meist wochenendnachmittags – die Männer beim Fußball tummeln: Sie spielen, während die Mütter spielen lassen. Ein strahlender Oktobertag geht zu Ende, die Sonne sinkt, grüngolden lichtdurchwirkt ist die Sand- und Schotterfläche mit den traurig vereinzelt Spielgeräten unter den hohen Pinien, nach denen der Stadtteil benannt ist: Pigneto. Etwas weiter östlich, im Prenestino, sieht es schon weitaus repräsentativer, weil kinderfeindlicher aus: die Spielflächen befinden sich auf Verkehrsinseln; Lärm, Dreck und die rollende Gefahr sind unerträglich. Hier aber, so ärmlich ausgestattet das von düsteren Fassaden umschlossene Rund ist, steht malerisch-verloren sogar ein Kiosk am Rand, an den Tischchen davor sitzen noch ein paar alte Männer, während die ausdauerndsten Mamas auf überdachten Bänken ihr Verbalspiel spielen. Ein gräßliches Kindergeheul läßt mich den Blick von der Tochter wenden, die ihre letzten Runden dreht: Leiter rauf, Rutsche runter. Hinter mir, an einem der römischen Trinkbrunnen, begehrt ein Knabe von et-

wa sechs Jahren Wasser – bzw. den symbolischen Genuß, den es bringt, wenn man(n) mittels eines Fingerdrucks den herunterplätschernden in einen senkrecht hochschießenden Strahl verwandeln kann. Doch das Kerlchen ist fest im Griff eines Muttertiers, welches es mit entsprechend animalischer Wut zurück- und weiterreißt, mit verzerrten Gesichtszügen Zisch- und Kreischlaute ausstoßend, welche wiederum beim Knäblein lautstarke Reaktionen hervorrufen, die nach Angst und hilflosem Zorn klingen. Ein kurzer verbissener, aber ungleicher Kampf schließt sich an, das kakophonische Duo entfernt sich. Mit eingezogenen Schultern, unwillkürlich mir den rechten Arm reibend, als sei er an des Kinderarms Statt dem mütterlichen Polizeigriff ausgesetzt, schaue ich dem Paar hinterher. Doch mein Entsetzen steigert sich, als ich dann mit ansehen muß, wie sich Mamma auf dem ansteigenden Weg auf die Knie begibt und das Söhnchen, auf Augenhöhe nun, umarmt, küßt und mit süßen Koselauten überschüttet. Verwirrung der Gefühle? Gar kein Ausdruck!

Hier und jetzt stelle ich mir die Parallelszene vor: Die Mama fängt bei der entsprechenden Wunschäußerung an, mit dem Kind zu rasonieren. Sie stellt ihm ihren Standpunkt dar, evtl. mit ungeduldiger Insistenz. Sie setzt ihm ihren Standpunkt auseinander, der doch vernünftigerweise auch der des Kindes sein sollte, und klagt ihre Bedürfnisse ein. Sie erklärt dem Sohn, warum es für ihn nicht gut ist, jetzt stehenzubleiben und Wasser zu trinken. Das Wasser ist ungesund, und gleich sind wir ja zu Hause. Möglicherweise wird sie zurückstecken und mit grummelnden Gefühlen abwarten, bis das Kind seinen zweifelhaften Spaß gehabt hat, nicht ohne ihm seinen Egoismus nachzutragen. Sie wird die ambivalenten Gefühle, die sie hegt, umwandeln in eine indifferente Nachgiebigkeit. Ganz anders die Mamma. Sie lebt ihren affektiven Zwiespalt aufs heftigste aus, destruktiv und unberechenbar. Das bambino provoziert Gefühlsstürme aus allen Windrichtungen, das deutsche Kind stößt auf abstrakte Gleichgültigkeit. Mamma und bambino kämpfen ihren ungleichen Kampf auf derselben infantilen Ebene, Mama dagegen verlangt vom Sohnmann erwachsene Einsicht. Beide überfordern ihr Kind, die eine auf extrovertierte, die andere auf introvertierte Art; beide spielen ihren Vorsprung gnadenlos aus.

Um eine Illusion ärmer kehre ich aus meinen Erinnerungen zurück, in die mich meine Nostalgie getrieben hat. Mamma mia – es geht um Macht, hier wie dort. Und wie auf vielen anderen Ebenen wird die Macht im Land der Sehnsucht offener ausgeübt. Anspruch und Wirklichkeit klaffen unübersehbar auseinander. Wieder einmal sind die Deutschen gründlicher in der Umsetzung ihrer Gesinnung. Die deutsche Mutter denkt, die italienische lenkt. Würde die Mama mehr an sich denken und die Mamma mehr sich selbst lenken, dann könnte ich mich wohl, wäre ich ein Kind, angesichts einer beiderseits besseren Alternative für das Beste entscheiden – und das wäre, wie könnte es anders sein, das Land, wo die Zitronen blühen.